

## **Massentrauer. Das Sterben von Soldaten im Krieg, Verlusterfahrungen und seine gesellschaftlichen Nachwirkungen (1914 – 1918 )**

Sebastian Bondzio (Universität Osnabrück)

Plötzliches Trommelfeuer, dauernden Artilleriebeschuss und den Vormarsch in das Maschinengewehrfeuer erlebt zu haben, prägte die Kriegserfahrung vieler Soldaten während des Ersten Weltkriegs. Für sie gehörte dies zur Realität des Krieges und spannte ihre ‚Nerven‘ bis zum Zerreißen. Ursache dieser Anspannung war die dauerhafte Bedrohung des eigenen Lebens und die ständige Präsenz des Todes. Zu jedem Zeitpunkt seines Kampfeinsatzes musste ein Soldat damit rechnen, durch einen scheinbaren Zufall das eigene Leben zu verlieren.

Es ist viel dazu publiziert worden, was diese Stresssituation für die Soldaten in den Operationsgebieten bedeutet hat und welche konkreten Handlungsstrategien sie zur Bewältigung ihrer Erlebnisse an der Front entwickelt haben. Gemeinsam mit einer Reihe kollektiv akzeptierter Sinnstiftungsideen ermöglichten sie ihnen ein mühsames ‚Durchhalten‘ und die Rechtfertigung der Ausübung neuer Gewalt. Traf es den Soldaten selber und erlag er seinen Verletzungen, wurde er als Toter zur Manifestation der Befürchtungen seiner Kameraden. Das Feldheer musste den leer gewordenen Platz des ‚Gefallenen‘ in den Reihen wieder füllen. Der Tod bedeutete dort vor allem bürokratischen und logistischen Aufwand. Die emotionale Bedeutung seines Sterbens ging hier kaum über den Kreis der engsten Kameraden hinaus.

In der Heimat hingegen, dort wo der Soldat als Mensch geachtet und geliebt worden war, brach mit seinem Tod nicht nur ein funktionaler Teil eines Apparates weg, sondern es verschwand ein emotional eingebundenes Mitglied verschiedener sozialer Gruppen. Seine Freunde und Verwandten waren mit ihm über Gefühle, Werte und Erinnerungen verbunden. Der Tod an der Front bedeutete für die Angehörigen daheim deshalb einen Verlust, dessen Verarbeitung komplex und nur mittels schmerzlicher Trauer verwunden werden konnte.

Diese starke emotionale Belastung multipliziert mit dem Tod von Millionen Soldaten führte Historiker zu der Annahme, die europäischen Gesellschaften seien unter dem Eindruck von ‚Massentrauer‘ zu ‚Trauergesellschaften‘ geworden. Diese These ist inzwischen fester Teil der historischen Erzählung des Ersten Weltkriegs und führte zu einem gesamtgesellschaftlichen Opfernarrativ, das die Soldaten an der ‚Front‘ und die Menschen in der ‚Heimat‘ einschloss.

Anhand der Fallstudie Osnabrücks, die im Zentrum des Forschungsprojekts ‚Gefallene in der Gesellschaftsgeschichte‘ steht, lassen sich allerdings differenzierende Befunde und neue Einsichten in das emotionale Leben einer Kriegsgesellschaft sowie ihre dadurch beeinflusste Kriegskultur gewinnen.

Schon für das Jahr 1914 finden sich in Osnabrück Briefe, die ‚Massentrauer‘ als wahrgenommenes Phänomen belegen. Andere Quellen legen aber nahe, eine komplexere emotionale Situation innerhalb der Stadtgesellschaft anzunehmen. Ergänzend regt die räumlich-zeitlich differenzierte Analyse des Sterbegeschehens der Soldaten aus Osnabrück in den Operationsgebieten sowie ihre zusätzliche sozio-kulturell unterschiedene Verortung im Stadtraum an, über die ‚massenhafte‘ Dimension des Sterbens und der Trauer in lokaler Perspektive erneut nachzudenken.

Im November 1918 hatte rund ein Sechstel der Osnabrücker Kernfamilien irgendwann in den vier Jahren des Ersten Weltkriegs einen Angehörigen verloren, der als Soldat gekämpft hatte. Dem standen fünf Sechstel der Haushalte gegenüber, die im Schnitt zwar einen Soldaten ‚im Feld‘ hatten, denen aber die einschneidende Erfahrung des Verlustes eines unmittelbaren Angehörigen erspart geblieben war.

Neben Trauer gehörte also auch latente Sorge um einen Lieben und wiederkehrende konkrete Furcht davor, ihn zu verlieren, zu den prägenden emotionalen Kriegserfahrungen der Osnabrücker während des Ersten Weltkriegs. Viele andere Phänomene, die in den Quellen der Kriegsjahre beobachtet werden können, lassen sich nur dann erklären, wenn diese zweite Art der Verlusterfahrung als folgenreich für die Gesellschaft und ihre Kriegsfähigkeit ernst genommen wird.

Basierend auf einem mixed-method-Ansatz soll zunächst das Sterbegeschehen in den Operationsgebieten und der Impact auf den Stadtraum vermessen werden. Auf diesem breiten und differenzierten quantitativen Fundament lassen sich anschließend zeitkritisch weitere Quellenbefunde einordnen und ‚Massensterben‘ sowie ‚Massentrauer‘ darüber als emotional geleitete Wirklichkeitskonstruktionen ausmachen. Gleichzeitig erweisen sich Sorge und Fracht als wirkmächtige Gefühle mit weitreichenden soziostrukturellen Folgen. Diese sollten die Kriegsfähigkeit der Heimatgesellschaft trotz der durch das Sterben der Soldaten ausgelösten Emotionen gewährleisten und vermochten dies lange Zeit auch zu leisten.